

C A M I L L A
GREBE

TAGEBUCH MEINES
VERSCHWINDENS

Psychothriller

btb

»Camilla Grebe
wird immer besser –
ein packender,
starker Thriller mit
unerhörtem Sog.«
ARNE DAHL

Camilla Grebe

Tagebuch
meines Verschwindens

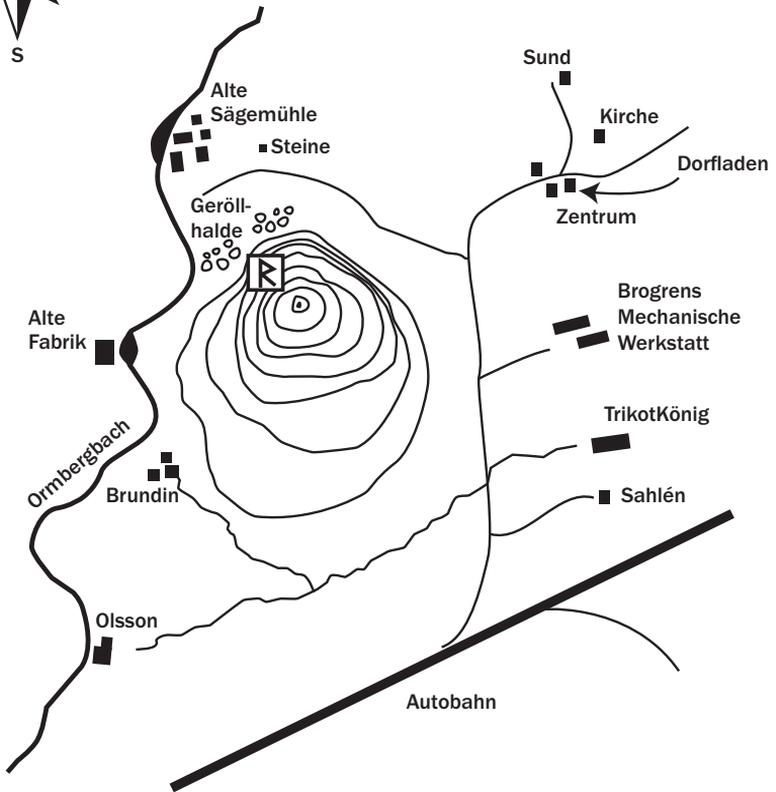
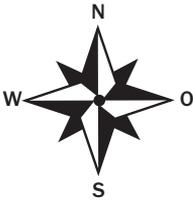
Psychothriller

Aus dem Schwedischen
von Gabriele Haefs

btb

*Für Åsa und Mats, weil ihr bewiesen habt,
dass selbst aus der schwärzesten Finsternis
ein Weg hinausführt.*

ORMBERG



Wer Wind sät, wird Sturm ernten.

Bosnisches Sprichwort

ORMBERG

Oktober 2009

MALIN

Ich hielt Kennys Hand ganz fest, als wir durch den dunklen Wald gingen. Nicht, weil ich an Gespenster geglaubt hätte, natürlich nicht. Das taten nur Idioten. Solche wie Kennys Mutter, stundenlang saß sie vor diesen blödsinnigen Fernsehsendungen, in denen ein sogenanntes Medium alte Häuser nach Geistern durchsuchte, die gar nicht vorhanden waren.

Aber trotzdem.

Tatsache war, dass fast alle, die ich kannte, bei der Geröllhalde das weinende Baby gehört hatten – eine Art gedehntes, verzweifertes Wimmern. Es wurde das *Spukkind* genannt, und obwohl ich nicht an Geister und anderen Unsinn glaubte, wollte ich auch nichts riskieren, deshalb ging ich nie allein hierher, wenn es dunkel war.

Ich schaute zu den spitzen Wipfeln der Kiefern hinauf. Die Bäume waren so hoch, dass sie den Himmel und den kugelförmigen milchweißen Mond fast versteckten.

Kenny zog an meiner Hand. Die Bierflaschen in der Plastiktüte klirrten, und ich merkte, wie der Rauchgeruch seiner Zigarette sich mit dem von feuchter Erde und verfaulendem Laub vermischte. Einige Meter hinter uns schlurfte Anders durch die Blaubeersträucher, er piff ein Lied, das ich aus dem Radio kannte.

»Aber verdammt, Malin!«

Kenny zerrte an meiner Hand.

»Was denn?«

»Du gehst ja langsamer als meine Mutter. Bist du jetzt schon besoffen, oder was?«

Dieser Vergleich war ungerecht – Kennys Mutter wog sicher zweihundert Kilo, und ich hatte sie nie weiter gehen sehen als vom Fernsehsofa zur Toilette. Und bisweilen geriet sie sogar da außer Atem.

»Fresse«, sagte ich und hoffte, Kenny werde meinem Tonfall anhören, dass ich Witze machte. Dass er begriff, dass dieses Wort eine Art liebevollen Respekt enthielt.

Wir waren erst seit zwei Wochen zusammen. Abgesehen von dem üblichen ungeschickten Herumgeknutsche auf seinem nach Hund stinkenden Bett hatten wir die Zeit mit dem Versuch verbracht, unsere Rollen festzulegen. Er: dominant, witzig (ab und zu auf meine Kosten) und bisweilen überwältigt von einer frühreifen, egozentrischen Schwermut. Ich: bewundernd, fügsam (zumeist auf meine Kosten) und verständnisvoll und hilfreich, wenn er wieder schlecht drauf war.

Meine Liebe zu Kenny war so intensiv, unreflektiert und körperlich, dass sie mich manchmal total erschöpfte. Dennoch wollte ich nicht eine einzige Sekunde von ihm getrennt sein, als ob ich Angst hätte, er könnte sich als Traum erweisen, als wunderschöne Fantasie, die sich mein ausschweifendes Teenagergehirn zusammenfabuliert hatte.

Die Kiefern um uns herum sahen uralte aus. Weiche Mooskissen hatten sich um die Wurzeln herum ausgebreitet, und graue Flechtenbärte wuchsen an den dicken Ästen kurz über dem Boden.

Irgendwo war das Geräusch eines zerbrechenden Astes zu hören.

»Was war das?«, fragte ich, und meine Stimme klang vielleicht ein bisschen zu schrill.

»Das war das Spukkind«, sagte Anders mit theatralischer Stimme hinter mir. »Das will dich jetzt hoooooooooolen!«

Er heulte.

»Verdammt, mach ihr doch keine Angst!«, fauchte Kenny, den offenbar ein plötzlicher und unerwarteter Beschützerinstinkt gepackt hatte.

Ich kicherte, stolperte über eine Wurzel und hätte fast das Gleichgewicht verloren, aber in der Dunkelheit war Kennys warme Hand zur Stelle. Die Flaschen in der Tüte klirrten dumpf, als er sein Gewicht von einem Fuß auf den anderen verlagerte, um mich zu stützen.

Diese Geste ließ mein Inneres richtig warm werden.

Dann lichtete sich der Wald, als ob die Kiefern zur Seite weichen und Platz machen würden für eine kleine Lichtung, wo sich vor uns die Geröllhalde ausbreitete. Der Steinhauften sah im Mondschein aus wie ein riesiger gestrandeter Wal – überwuchert von dickem Moos und kleinen Farnbüscheln, die sich im schwachen Wind träge bewegten.

Jenseits der Lichtung zeichnete sich Ormbergs dunkle Silhouette vor dem Nachthimmel ab.

»Also«, sagte ich. »Hätten wir nicht einfach zu irgendwem nach Hause fahren und da das Bier trinken können? Müssen wir hier im Wald sitzen? Das ist doch saukalt.«

»Ich wärme dich«, sagte Kenny und grinste.

Er zog mich so eng an sich, dass ich aus seinem Atem den Geruch von Bier und Tabak herausriechen konnte. Ein Teil

von mir wollte das Gesicht abwenden, aber ich zwang mich dazu, stillzustehen und seinen Blick zu erwidern, weil das eben von mir erwartet wurde.

Anders pfiff nur, ließ sich auf einen der großen runden Steine fallen und streckte die Hand nach einem Bier aus. Dann steckte er sich eine Zigarette an und sagte:

»Ich hatte gedacht, du *wolltest* das Spukkind hören.«

»Es gibt keinen Spuk«, sagte ich und setzte mich auf einen kleineren Stein. »An so was glauben nur Idioten.«

»Halb Ormberg glaubt an das Spukkind«, widersprach Anders, öffnete ein Bier und trank einen Schluck.

»Eben«, sagte ich.

Anders lachte über meinen Kommentar, Kenny dagegen schien ihn nicht gehört zu haben. Er hörte mir eigentlich nur selten zu, nie richtig. Stattdessen setzte er sich dicht neben mich und fuhr mir mit der Hand über den Hintern. Schob einen eiskalten Daumen unter meinen Hosenbund. Dann hielt er mir seine Zigarette an den Mund. Brav nahm ich einen tiefen Zug, legte den Kopf in den Nacken und schaute den Vollmond an, während ich den Rauch ausblies.

In der Stille wurden alle Geräusche des Waldes deutlich: das Rauschen des schwachen Windes, der durch die Farnwedel strich, dumpfes Knacken und Pochen, als ob tausend unsichtbare Finger am Boden entlangtasteten würden, und ein Vogel, der in einiger Entfernung einen gespenstischen Schrei ausstieß.

Kenny reichte mir ein Bier.

Ich trank einen Schluck von dem kalten, bitteren Getränk und spähte in die Dunkelheit zwischen den Bäumen. Wenn sich dort jemand versteckte, sich an einen Baumstamm presste, würden wir ihn niemals entdecken. Es wäre so unvor-

stellbar leicht, sich hier auf der Lichtung an uns anzuschleichen, wie Rehe in einem Gehege abzuschießen oder Goldfische aus einem Aquarium zu nehmen.

Aber warum sollte jemand das tun, in Ormberg?

Hier passierte niemals etwas. Deshalb mussten sich die Leute wohl Gespenstergeschichten ausdenken – um nicht vor Langeweile einzugehen.

Kenny rülpste träge und öffnete ein weiteres Bier. Dann drehte er sich zu mir um und küsste mich. Seine Zunge war kalt und schmeckte nach Bier.

»Get a room!«, sagte Anders und rülpste ebenfalls. Laut, als sei das Rülpsen eine Frage, auf die er von uns eine Antwort erwartete.

Dieser Kommentar schien Kenny aufzureizen, denn er schob energisch seine Hand in meine Jackenöffnung, suchte sich den Weg unter meinen Pullover und presste meine Brust ganz fest zusammen.

Ich setzte mich anders hin, um es ihm leichter zu machen, und ließ meine Zunge über die spitzen Zähne gleiten.

Anders erhob sich. Ich schob Kenny vorsichtig weg und fragte: »Was?«

»Ich hab was gehört. Es klang wie ... als ob jemand weinte oder wimmerte oder so.«

Anders stieß ein klagendes Geräusch aus und lachte dann so sehr, dass ihm das Bier aus dem Mund spritzte.

»Du bist doch gestört, Mann«, sagte ich. »Ich muss pissen. Ihr könnt ja so lange hier nach dem Spuk Ausschau halten.«

Ich stand auf, lief um die Geröllhalde herum und ging dann noch einige Meter weiter. Drehte mich um und überzeugte mich davon, dass Kenny und Anders mich nicht

sehen konnten, dann knöpfte ich meine Jeans auf und ging in die Hocke.

Irgendetwas, vielleicht Moos oder ein Gewächs, kitzelte mich am Oberschenkel, als ich pinkelte. Die Kälte strich über mein Bein und unter meine Windjacke.

Ich schauderte zusammen.

Wirklich tolle Idee hierherzukommen, um Bier zu trinken. Echt! Warum hatte ich nichts gesagt, als Kenny diesen Vorschlag gemacht hatte?

Warum widersprach ich nie, wenn Kenny irgendetwas vorschlug?

Die Dunkelheit war kompakt, und ich zog das Feuerzeug aus der Jackentasche. Streifte das Rädchen mit dem Daumen und ließ den Schein der Flamme über den Boden leuchten: herbstbraunes Laub, samtweiches Moos und dann die großen grauen Steine. Und dort, in einer Spalte zwischen zwei Steinen, dicht in meiner Nähe, ahnte ich etwas Glattes, Weißes, wie den Hut eines großen Champignons.

Kenny und Anders redeten noch immer über den Spuk, sie klangen ausgelassen und nuschelten schon vom Bier. Ihre Worte folgten dicht aufeinander, stolperten und wurden zwi-schendurch von Lachen unterbrochen.

Vielleicht war es Neugier, vielleicht hatte ich einfach keine große Lust, jetzt gleich zu ihnen zurückzukehren, aber etwas brachte mich dazu, mir diesen Champignon ein bisschen genau-er anzusehen.

Gab es um diese Zeit so große Champignons, mitten im Wald? Die einzigen Pilze, die ich hier je gepflückt hatte, waren Pfifferlinge gewesen.

Ich hielt das Feuerzeug an den Spalt zwischen den Steinen,

sodass das schwache Licht den Gegenstand deutlicher zeigte. Ich schob ein wenig Laub zur Seite und riss ein kleines Farnbüschel mit der Wurzel aus.

Doch, da lag einwandfrei etwas. *Etwas, das...*

Noch immer in der Hocke, mit heruntergelassenen Jeans, schob ich die freie Hand hinein und berührte vorsichtig mit dem Finger dieses Weiße, Glatte. Es fühlte sich hart an, wie Stein oder Porzellan. Vielleicht eine alte Schüssel? Jedenfalls einwandfrei kein Pilz.

Ich streckte mich ein wenig und rollte den Stein weg, der über der Schüssel lag. Er war kleiner als die anderen und nicht besonders schwer, aber er landete trotzdem mit einem dumpfen Knall neben mir im Moos.

Und da lag sie, die Schale, oder was immer es nun war. Sie war so groß wie eine Grapefruit, auf der einen Seite gesprungen und durchwachsen von einer Art fadenreichem, braunem Moos.

Ich streckte die Hand aus und berührte die dünnen dunklen Fäden. Rieb sie einige Sekunden zwischen Daumen und Zeigefinger, ehe mein Gehirn die Teile des Puzzles zusammenfügte, und ich begriff, was es war.

Ich ließ das Feuerzeug fallen, richtete mich auf, machte einige stolpernde Schritte in die Dunkelheit hinaus und schrie. Es war ein Schrei, der tief aus mir herauskam und niemals ein Ende zu nehmen schien. Als ob das Entsetzen jedes Sauerstoffatom, das sich in meinem Körper befand, durch die Lunge hinauspresste.

Als Kenny und Anders mir zu Hilfe kamen, hing meine Hose mir noch immer um die Knöchel, und meine Lunge hatte dem Schrei neues Leben gegeben.

Die Schale war keine Schale.

Das Moos war kein Moos.

Es war ein Schädel mit langen dunklen Haaren.

ORMBERG

Acht Jahre später – 2017

JAKE

Ich heiße Jake. Das soll ausgesprochen werden wie auf Englisch – Dschäjk, weil meine Eltern mich nach Jake Gyllenhaal so genannt haben – das ist einer der besten Schauspieler auf der Welt. Die meisten in der Schule sprechen meinen Namen ganz bewusst falsch aus, sie sagen *Jak-ke*, aber so, dass es sich auf *Hacke* oder *Zacke* reimt, oder schlimmer noch, *Kacke*. Ich wünschte, ich hätte einen anderen Namen, aber ich kann ja nicht viel daran ändern. Ich bin der, der ich bin. Und ich heiße so, wie ich heiße. Mama wollte so furchtbar gern, dass ich einfach Jake heißen sollte, und Papa machte immer, was Mama wollte, vielleicht, weil er sie über alles auf der Welt liebte.

Sogar jetzt, wo Mama tot ist, ist sie irgendwie noch immer bei uns. Ab und zu deckt Papa aus Versehen für sie mit, und wenn ich eine Frage stelle, zögert er lange mit der Antwort, als ob er sich überlegen müsste, was Mama wohl sagen würde. Dann kommt die Antwort: »Sicher, du kannst einen Hunderter leihen« oder »na gut, du kannst zu Saga fahren und dir einen Film ansehen, aber um sieben musst du wieder zu Hause sein«.

Papa sagt fast nie Nein, auch wenn er ein bisschen strenger geworden ist, seit TrikotKönig, die alte Textilfabrik, wieder als Flüchtlingsheim genutzt wird.

Ich möchte gern glauben, dass es daran liegt, dass er lieb ist, aber Melinda, meine große Schwester, sagt, dass er einfach zu faul ist, um zu widersprechen. Dabei schielt sie dann vielsagend zu den leeren Bierdosen hinüber, die auf dem Küchenboden aufgetürmt sind, grinst und macht perfekte Rauchringe, die langsam zur Decke hochsteigen.

Ich finde Melinda undankbar. Ich meine, sie darf zu Hause ja sogar rauchen, das hätte Mama niemals zugelassen, aber statt sich zu freuen, sagt sie so was. Es ist undankbar, ungerecht und vor allem kein bisschen lieb.

Als Oma noch lebte, hat sie manchmal gesagt, Papa sei vielleicht nicht das »schärfste Messer in der Schublade«, aber ich wohnte im schönsten Haus von Ormberg, und das sei ja auch nicht das Schlechteste. Ich glaube nicht, dass ihr klar war, dass ich genau wusste, was sie mit dem »schärfsten Messer« meinte, aber das wusste ich. Egal, es war jedenfalls völlig in Ordnung, ein stumpfes Messer zu sein, solange man ein schönes Haus hatte.

Das schönste Haus von Ormberg liegt fünfhundert Meter von der Autobahn entfernt, gleich am Waldrand, an dem Bach, der bis nach Vingåker weiterfließt. Es gibt zwei Gründe dafür, dass das Haus etwas Besonderes ist: Erstens ist Papa Zimmermann, und zweitens hat er selten Arbeit. Das ist ein Glück, denn deshalb kann er fast immer am Haus herumbasteln.

Um das Haus hat Papa das Gestrüpp entfernt und eine riesige Terrasse gebaut. Die ist so groß, dass man darauf Basketball spielen oder Rad fahren könnte. Wenn man wirklich Anlauf nähme und kein Geländer vorhanden wäre, dann könnte man noch dazu von der Querseite aus in den Bach springen. Ein Erwachsener würde das allerdings nicht wollen – das

Wasser ist eiskalt, sogar mitten im Sommer, und der Boden ist voller Schlamm und Wassergewächse und ekliger schleimiger Würmer. Im Sommer blasen Melinda und ich ab und zu die alten Luftmatratzen auf und lassen uns von der Strömung bis zu der alten Mühle tragen. Die Baumwipfel bilden ein grünes Dach, das an die von Oma gestickten Spitzendeckchen mit den Lochmustern erinnert. Das Einzige, was zu hören ist, sind die Vögel, das gummiharte Knacken der Luftmatratzen, wenn wir uns bewegen, und das Rauschen des kleinen Wasserfalls beim Weiher vor dem alten Sägewerk.

Wenn wir den Wasserfall erreicht haben, müssen wir aufstehen, die Luftmatratzen hochheben und durch das seichte, reißende Wasser zum Weiher hinunterwaten, der voller Seerosen und Seegrass ist.

Als Opa, den ich nicht mehr kennengelernt habe, jung war, hat er in der Sägemühle gearbeitet, aber die wurde schon lange vor Papis Geburt stillgelegt. Die verfallenen Gebäude wurden von Skinheads aus Katrineholm abgefackelt, als Papa so alt war wie ich jetzt – vierzehn –, die verkohlten Ruinen sind aber noch vorhanden. Aus der Ferne sehen sie aus wie Hauer, die aus dem Gestrüpp aufragen.

Papa sagt immer, dass früher alle in Ormberg Arbeit hatten, entweder in der Landwirtschaft, in der Säge, in Brogrens Mechanischer Werkstatt oder bei TrikotKönig.

Jetzt haben nur noch die Bauern Arbeit, denn alle Industriebetriebe sind stillgelegt worden, und die Arbeitsplätze befinden sich in China. Brogrens Mechanische Werkstatt steht stumm und verlassen da, ein Skelett aus verrostetem Blech in der Ebene, und das schlossartige Klinkergebäude von TrikotKönig hat sich also in ein Flüchtlingsheim verwandelt.

Dahin dürfen weder ich noch Melinda gehen, obwohl Papa uns sonst fast alles erlaubt. Und er scheint nicht einmal nachdenken zu müssen, was Mama wohl sagen würde, denn die Antwort kommt blitzschnell, wenn wir fragen. Er sagt, es sei zu unserer *eigenen Sicherheit*. Es ist unklar, wovor genau er sich fürchtet, aber Melinda verdreht immer die Augen, wenn er dieses Thema aufgreift, und dann wird er wütend und fängt an, sich über Kalifat, Burkas und Vergewaltigungen zu verbreiten.

Ich weiß, was Burka und Vergewaltigung sind, aber Kalifat weiß ich nicht, ich habe es aufgeschrieben, damit ich es googeln kann – das mache ich immer mit Wörtern, die ich nicht kenne, Wörter finde ich nämlich toll, vor allem schwierige Wörter.

Ich sammle die sozusagen.

Noch ein Geheimnis, das ich niemandem erzählen kann. Man kriegt in Ormberg schon aus geringeren Anlässen Prügel, wenn man zum Beispiel die falsche Musik gut findet oder Bücher liest. Und einige – wie ich – beziehen mehr Prügel als andere.

Ich gehe hinaus auf die Terrasse, beuge mich über das Geländer und schaue auf den Bach. Die Gewitterwolken lösen sich jetzt auf und lassen einen schmalen Streifen blauen Himmel und eine intensiv orange Sonne gleich über dem Horizont sehen. Der Frost, der die Bodenbretter weich und wollig aussehen lässt, glitzert in den letzten Sonnenstrahlen, und das Wasser im Bach fließt dunkel und träge unter mir vorbei.

Der Bach gefriert nie – das liegt daran, dass er immer in Bewegung ist. Man könnte eigentlich den ganzen Winter hindurch darin baden, aber das tut natürlich niemand.

Die Bodenbretter sind voller Zweige, die der Sturm über Nacht von den Bäumen geholt hat. Ich müsste sie vielleicht aufsammeln und sie auf den Kompost werfen, aber ich bin wie hypnotisiert von der Sonne, die wie eine Apfelsine unter der Wolkendecke hängt.

»Jake, komm rein, verdammt noch mal«, ruft Papa aus dem Wohnzimmer. »Du frierst dir doch den Arsch ab!«

Ich lasse das Geländer los, sehe mir die perfekt geformten nassen Abdrücke an der Stelle an, wo meine Hände gelegen haben, und gehe rückwärts ins Haus.

»Mach die Tür zu«, sagt Papa auf seinem Platz im Massagesessel vor dem riesigen Flachbildschirm.

Papa dreht die Lautstärke mit der Fernbedienung herunter und sieht mich an. Zwischen seinen buschigen Augenbrauen zeigt sich eine Furche. Er streicht sich mit seiner sommerprossigen Hand die Haare über den Schädel. Dann greift er gewohnheitsmäßig nach den nicht mehr funktionierenden Kontrollknöpfen des Massagesessels.

»Was hast du da draußen gemacht?«

»Den Bach angesehen.«

»Den *Bach* angesehen?«

Die Furche zwischen Papas Augenbrauen wird immer tiefer, als ob ich eins der schwierigen Wörter benutzt hätte, die er nicht versteht, aber dann scheint er zu beschließen, das hier sei nicht der Rede wert.

»Ich fahre nachher zu Olle«, sagt er und knöpft seine Jeans auf, um für seinen Bauch Platz zu schaffen. »Melinda hat etwas zu essen gemacht. Steht im Kühlschrank. Wartet nicht auf mich.«

»Okay.«

»Sie hat versprochen, um zehn wieder zu Hause zu sein.«

Ich nicke und gehe in die Küche, hole mir eine Cola, gehe auf mein Zimmer und spüre das Prickeln im Bauch.

Ich werde mindestens zwei Stunden für mich haben.

Es ist dunkel, als Papa geht. Die Tür fällt so hart ins Schloss, dass meine Fensterscheibe klirrt, und bald darauf wird der Motor angelassen, und der Wagen fährt los. Ich warte einige Minuten, um sicher sein zu können, dass Papa nicht zurückkommt, dann gehe ich ins Zimmer meiner Eltern.

Das Doppelbett ist auf Papas Seite nicht gemacht. Auf Mamas Seite ist die Decke ordentlich über das Bett gebreitet, und die Kissen lehnen an der Wand. Auf dem Nachttisch liegt das Buch, in dem sie vor ihrem Tod gelesen hat, dieses Buch über die junge Frau, die sich mit einem reichen Kerl namens Grey einlässt. Der ist Sadist und kann nicht lieben, aber die Frau liebt ihn trotzdem, denn Mädchen finden es toll, wenn es wehtut. Das sagt Vincent jedenfalls. Ich kann das eigentlich nicht glauben, ich meine, wer kriegt denn gern Prügel? Ich jedenfalls nicht. Ich glaube eher, die Frau mag Greys Geld, denn alle lieben Geld, und die meisten würden alles tun, um reich zu werden.

Die Prügel einstecken oder einem fiesen Sadisten einen blasen, zum Beispiel.

Ich gehe zu Mamas Kleiderschrank und öffne die Spiegeltür. Die klemmt ein bisschen, und ich muss ihr einen Stoß versetzen, ehe sie aufgeht. Dann fahre ich mit der Hand über die Kleidungsstücke: glatte Seide, Paillettenkleider, weicher Samt, raue Jeans und knittrige, ungebügelte Baumwolle.

Ich schließe die Augen und schlucke.

Es ist so schön, so perfekt. Wenn ich reich wäre, so reich wie dieser Grey, würde ich mir eine *betretbare Garderobe* zulegen, oder wie das nun heißt. Ich würde mir für alle Anlässe und Jahreszeiten die passende Handtasche besorgen, und meine Schuhe würden in einem eigenen Schrank mit Beleuchtung stehen.

Mir ist natürlich klar, dass das alles unmöglich ist. Nicht nur, weil es einen Haufen Geld kostet, sondern auch, weil ich ein Junge bin. Es wäre total gestört, sich einen Schrank mit Mädchenkleidern anzuschaffen. Wenn ich das machte, dann wäre endgültig bewiesen, dass ich eine Missgeburt bin. Dass ich noch viel kränker bin als dieser verdammte Grey – denn es ist offensichtlich in Ordnung, Frauen zu fesseln und zu schlagen, aber nicht, sich wie sie anzuziehen.

Jedenfalls nicht in Ormberg.

Ich nehme das goldene Paillettenkleid heraus, das mit den schmalen Trägern und dem blanken, ein bisschen glatten Futter. Mama hat es zu Silvester getragen und als sie mit ihren Freundinnen auf eine Kreuzfahrt nach Finnland gefahren ist.

Ich halte es vor mich und mache einige Schritte rückwärts, damit ich mich im Spiegel sehen kann. Ich bin mager, und meine dunklen Haare machen mein Gesicht noch blasser. Vorsichtig lege ich das Kleid auf den Tisch und gehe zur Kommode. Ziehe die oberste Schublade heraus und nehme einen schwarzen BH mit Spitzen hervor. Dann streife ich Jeans und Kapuzenpulli ab und ziehe den BH an.

Es sieht natürlich ein bisschen blödsinnig aus. Es gibt ja nichts da, wo die Brüste sein müssten, nur einen platten milchweißen Brustkorb mit kleinen, albernen Brustwarzen.

Ich stopfe in jedes Körbchen einen aufgerollten Strumpf und lasse mir dann das Kleid über den Kopf gleiten. Wie immer, wenn ich das Paillettenkleid anprobiere, staune ich darüber, wie schwer es ist – schwer und gleichsam kalt auf der Haut.

Ich mustere mein Spiegelbild und bin plötzlich verlegen, ich würde lieber andere Kleider anziehen als ausgerechnet Mamas, aber ich habe natürlich selbst keine Mädchenkleider, und Melinda trägt meistens Jeans und Pullover, nie im Leben würde sie sich etwas so Schönes aussuchen wie das hier.

Ich überlege, welche Schuhe am besten zu dem Kleid passen. Vielleicht die schwarzen mit den rosa Steinen? Oder die Sandalen mit den blauroten Riemen? Ich entscheide mich für die schwarzen Schuhe – ich nehme fast immer dieses Paar – denn ich liebe diese funkelnden rosa Steine. Sie erinnern mich an kostbaren Schmuck, wie den von den Mädchen in diesem YouTube-Film, den Melinda sich oft ansieht.

Ich trete wieder zurück und mustere mein Spiegelbild. Wenn meine Haare nur ein bisschen länger wären, würde ich wirklich aussehen wie ein Mädchen. Vielleicht sollte ich sie ein bisschen wachsen lassen, damit ich sie hochstecken kann?

Was für eine aufregende Vorstellung.

Als ich zu Melindas Zimmer gehe, hinterlasse ich Abdrücke in dem dicken Teppichboden. Papa hat in allen Zimmern Teppichboden gelegt, nur nicht in der Küche, weil es so angenehm ist darüberzulaufen. Ich liebe dieses Gefühl des Weichen unter den hochhackigen Schuhen, es ist fast, wie durch Gras zu gehen, wenn ich im Freien bin.

Melindas Schminktaste ist groß und chaotisch. Ich schaue kurz auf die Uhr und beschließe, mich zu beeilen. Ziehe mir dicke Kajalstriche um die Augen, wie diese Sänge-

rin Adele, und fahre mit dem weinroten Lippenstift über die Lippen. Mir wird innerlich ganz warm, wenn ich in den Spiegel schaue.

Ich bin richtig schön.

Ich bin Jake und doch nicht, denn ich bin hübscher und perfekter und sozusagen mehr ich selbst als vorher.

In der Diele ziehe ich eine von Melindas Jacken an – draußen ist es null Grad, und so gern ich das auch möchte, kann ich nicht nur im Kleid losgehen. Die schwarze Wolljacke kratzt und hat nicht mehr alle Knöpfe, deshalb kann ich sie nicht zumachen. Die Kälte beißt mir in die Beine, als ich die Haustür abschließe, den Schlüssel unter den leeren, gesprungenen Blumentopf lege und auf die Straße zugehe. Der Kies knirscht unter meinem Gewicht, und ich muss mich darauf konzentrieren, in den hochhackigen Schuhen das Gleichgewicht zu halten.

Die Nacht ist dunkel und farblos und riecht nach nasser Erde.

Jetzt fällt ein leichter Schneeregen. Das Kleid macht leise Geräusche, als ich gehe, es knistert gewissermaßen. Die Kiefern stehen stumm am Wegrand, und ich frage mich, ob sie mich sehen und was sie dann denken. Aber ich glaube nicht, dass die Kiefern etwas gegen mein Kleid haben. Sie sind einfach nur Kiefern.

Ich biege auf den schmalen Weg ab.

Ungefähr hundert Meter vor mir liegt die Landstraße. Ich kann bis dorthin gehen, aber nicht weiter, denn dann könnte mich jemand sehen, und etwas Schlimmeres könnte gar nicht passieren. Es wäre sozusagen schlimmer als der Tod.

Ich gehe so gern allein durch den Wald. Vor allem in Mamas

Kleidern. Ich stelle mir dann immer vor, ich wäre in Katrineholm, auf dem Weg zu einer Bar oder einem Restaurant.

Aber das wird natürlich niemals passieren.

Zwei Meter vor der Straße bleibe ich stehen. Kneife die Augen zusammen und versuche, alles so sehr zu genießen, wie es nur geht, denn ich weiß, dass ich gleich zurückgehen muss. Zurück zum schönsten Haus von Ormberg, zu Flachbildschirm und Massagesesseln und meinem Zimmer mit den vielen Filmplakaten. Zurück zu dem Kühlschrank, der mit Fastfood gefüllt ist und eine Eismaschine hat, die funktioniert, wenn man einige Male hart mit der Faust dagegenhaut.

Zurück zu Jake, der kein Kleid und keinen BH und keine hochhackigen Schuhe hat.

Kalte Regentropfen fallen mir auf den Kopf, laufen mir über den Nacken und zwischen die Schulterblätter.

Ich fröstele, aber eigentlich ist das Wetter nicht so schlimm. Jedenfalls im Vergleich zu gestern – da hat es so arg geweht, dass ich schon glaubte, das Dach würde vom Haus gerissen.

Irgendwo ist ein Aufprall zu hören, vielleicht von einem Reh – es gibt hier viel Wild. Einmal hat Papa ein ganzes Reh mitgebracht, das Olle geschossen hatte, und er hat es mehrere Tage in der Garage hängen lassen, ehe er es abgehäutet und zerlegt hat.

Noch mehr Geräusche.

Zweige brechen, und ich höre noch etwas anderes, ein ersticktes Stöhnen, wie von einem verletzten Tier. Ich erstarre und spähe in die Dunkelheit.

Etwas bewegt sich zwischen den Bäumen, kriecht im Gestrüpp auf mich zu.

Ein Wolf?

Dieser Gedanke kommt von irgendwoher, obwohl ich weiß, dass es hier keine Wölfe gibt. Nur Elche, Füchse und Hasen. Das gefährlichste Tier in Ormberg ist der Mensch, das hat sogar Papa schon gesagt.

Ich drehe mich um, um zurück zum Haus zu rennen, aber ich bleibe mit dem einen Absatz irgendwo hängen und kippe rückwärts auf den Boden. Ein spitzer Stein bohrt sich in meine Handfläche, und ich spüre einen scharfen Schmerz im Steißbein.

Eine Sekunde später sehe ich, wie eine Frau aus dem Wald kriecht. Auf einmal ist sie da, aufgetaucht aus dem Nirgendwo.

Sie ist alt. Die Haare hängen in feuchten Strähnen um ihr Gesicht, und ihre dünne Bluse und ihre Jeans sind nass und zerrissen. Sie hat keine Jacke und keine Schuhe an, und ihre Arme sind blutig und verschmutzt.

»Hilf mir«, sagt sie, als sie mich sieht. Sie hat eine so schwachen Stimme, dass ich kaum ein Wort verstehen kann.

Ich rutsche rückwärts über den Boden, um ihr zu entgehen, habe plötzlich eine Todesangst, denn sie sieht genauso aus wie die Hexen oder wahnsinnigen Mörderinnen in den Horrorfilmen, die Saga und ich uns immer ansehen.

Es regnet jetzt heftiger, und um mich herum hat sich eine große Pfütze gebildet. Ich komme in die Hocke, streife die Schuhe ab und nehme sie in die Hand.

»Hilf mir«, murmelt sie wieder und kommt gleichzeitig auf die Beine.

Mir ist natürlich klar, dass sie keine Hexe ist, aber vielleicht ist sie wahnsinnig. Und gefährlich. Vor einigen Jahren hat die Polizei in Ormberg einen geisteskranken Typen erwischt. Er war aus der Klinik Karsudden in Katrineholm ausgebrochen

und hatte sich fast einen Monat lang in leer stehenden Ferienhütten versteckt.

»Wer bist du?«, frage ich, weiche zurück und spüre, wie meine Hacken im weichen Moos versinken.

Die Frau erstarrt. Sie macht ein verwirrtes Gesicht, weiß wohl nicht, wie sie diese Frage beantworten soll. Dann sieht sie ihre Arme an, schiebt mit der Hand einen Zweig weg, und ich sehe, dass sie etwas in der Hand hält, ein Buch oder vielleicht einen Notizblock.

»Ich heiße Hanne«, sagt sie nach einigen Sekunden.

Ihre Stimme klingt jetzt fester, und als sie meinen Blick erwidert, sieht es aus, als versuchte sie, sich ein Lächeln abzurufen.

Sie fügt hinzu:

»Du brauchst keine Angst zu haben. Ich tu dir doch nichts.«

Der Regen peitscht meine Wange, als ich ihren Blick erwidere.

Sie sieht jetzt anders aus, weniger wie eine Hexe und mehr wie eine Oma. Eine harmlose Oma, die sich die Kleider zerrissen hat und im Wald gestürzt ist. Vielleicht hat sie sich verirrt und findet nicht nach Hause.

»Was ist passiert?«, frage ich.

Die Oma, die Hanne heißt, mustert ihre zerfetzte Kleidung und schaut dann mich an. Ich ahne Verzweiflung und Angst in ihren Augen.

»Ich weiß es nicht mehr«, murmelt sie.

In diesem Moment ist in der Ferne ein näher kommendes Auto zu hören. Die Oma hört es offenbar auch, denn sie macht einige Schritte auf die Straße zu und schwenkt die Arme. Ich folge ihr an den Straßenrand und schaue in der

Dunkelheit dem Fahrzeug entgegen. Im Scheinwerferlicht sehe ich, dass Hannes nackte Füße von Blut bedeckt sind, als ob sie sich an scharfen Steinen und Zweigen aufgescheuert hätte.

Aber ich sehe noch etwas anderes, ich sehe, wie die Pailletten an meinem Kleid im Licht funkeln wie Sterne am Himmel in einer klaren Nacht.

In dem Auto, das immer näher kommt, kann einfach jeder sitzen – es kann ein Nachbar sein oder der große Bruder eines Kumpels oder der alte Irre von hinter der Kirche –, aber die Wahrscheinlichkeit, dass es jemand ist, den ich kenne, ist groß.

Die Angst breitet sich in mir aus, dreht meine Eingeweide um und quetscht mein Herz zusammen.

Es gibt nur eins, das schlimmer ist als Hexen und Irre und wahnsinnige Mörderinnen – nämlich, entlarvt zu werden. Dass jemand mich in Paillettenkleid und aufgerollten Strümpfen in Mamas altem BH sieht. Wenn das in Ormberg bekannt würde, könnte ich mir auch gleich die Kugel geben.

Ich weiche in den Wald zurück und hocke mich ins Gebüsch.

Der Fahrer muss mich gesehen haben, aber vielleicht hat er mich nicht erkannt. Es ist dunkel und gießt jetzt, und ich bin schließlich verkleidet.

Der Wagen hält und die Fensterscheibe gleitet mit einem summenden Geräusch hinunter. Musik strömt in die Nacht hinaus. Ich höre, wie die Oma mit der Fahrerin spricht, aber ich erkenne weder sie noch das Auto. Nach ungefähr einer Minute öffnet die Oma die hintere Tür und steigt ein. Dann verschwindet der Wagen in der Nacht.

Ich richte mich auf und gehe zur Straße, die sich wie eine dunkle blaue Schlange durch den Wald windet. Nur der Regen ist noch zu hören.

Die Oma, die Hanne heißt, ist verschwunden, aber auf dem Boden liegt etwas – ein braunes Buch.

MALIN